



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heinrich Heine : noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kratie heftig angefeindet, weil deren Irrlehren bekämpfend und politisch und wirtschaftlich gemäßigt, umfassen diese Gewerkvereine insgesamt zwar kaum 60000 Mitglieder, bilden aber doch nach dem Ausscheiden sozialistischer Zweige, besonders der Metallarbeiter- und Porzellanarbeitsvereine, einen festen und hoffnungsvollen Stamm, dessen Wert für eine sozialpolitische Gefundung der Arbeitererschaft nicht hoch genug angeschlagen werden kann.



Heinrich Heine

Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal



oll Heinrich Heine ein Denkmal erhalten oder nicht? Schon lange tobt der Kampf um diese Frage. Anfangs, als sie auftauchte, schien sie nur eine örtliche zu sein; aber bald waren immer weitere Kreise genötigt, Stellung zu ihr zu nehmen, und heute ist sie mit vollem Recht eine nationale geworden. Mehrere Städte — vor allem die Geburtsstadt des Dichters — haben das Denkmal, das seine Verehrer in ihren Mauern errichten wollten, zurückgewiesen. Nun sollte ihm das goldne Mainz eine gastliche Stätte bereiten. Noch haben die Vertreter der Stadt nicht das letzte Wort gesprochen; sie haben die Frage vertagt, wohl in der stillen Hoffnung, daß es ihnen erspart bleiben werde, Farbe zu bekennen. Aber das ist weder wahrscheinlich, noch wünschenswert. Von Mainz und wohl noch von mancher andern deutschen Stadt werden die Verehrer des Dichters eine bündige Antwort auf ihre Anfrage verlangen. Und es ist gut so. Denn auch diese Frage ist ein Prüfstein dafür, ob das deutsche Volk entschlossen Front machen will gegen den zersetzenden und vergiftenden fremden Geist, der von Heine ausgehend so weite Kreise ergriffen hat und unablässig gerade in unsern Tagen nach der Herrschaft ringt.

Mag die Entscheidung ausfallen, wie sie will. Aber all den Stimmen gegenüber, die gerade in der jüngsten Zeit wieder den Namen Heines mit einem unverdienten Nimbus zu umgeben bemüht gewesen sind, die seinem Bilde die Zeugnisse berühmter Zeitgenossen wie goldne Verdienstmedaillen anhängen und zur gaffenden Menge mit erheuchelter Überlegenheit sprechen: seht, wie viele Patente auf Geist und Witz er hat! — ihnen gegenüber wollen auch wir unsre entgegengesetzte Ansicht über die Bedeutung ihres Dichters, über seinen

Einfluß auf unser Volksleben und über sein Recht auf ein Denkmal in der Öffentlichkeit zur Geltung bringen.

Den Entwurf des Denkmals billigen wir: es stellt den Dichter in der letzten Zeit seines Lebens dar, gebrochen an Leib und Seele. Es würde zu den sprechenden Denkmälern gehören. „Müde vom Rennen und Laufen“ ist das gesenkte Haupt in die Hand gestützt, und man sieht es seinem Träger an, wie sehr ihn verlangt, sich „im Grabe zu verschnaufen.“ Der Gedanke, den diese hingewellte Gestalt auszudrücken scheint, ist das Fazit seines Lebens und läßt sich in das kurze Wort fassen: ich bin sittlich bankrott. Der Künstler hat das Charakteristische des Heinishen Wesens instinktiv gefühlt und getroffen; er stellt den dahinschwindenden, scheidenden, sterbenden Heine dar. Nun, so überläßt ihn doch seinem Geschick, ihn, sein Wirken und seine Werke! Je früher es sich an ihm erfüllt, desto besser für unser Volk. Aber nein, er soll nicht sterben, sagen seine Verehrer; dieser Geist ist wert, ewig zu leben, und obchon er dem deutschen Wesen Brandmale eingedrückt hat, die noch lange genug dauern werden, so soll doch ein Denkmal aus Stein der Nachwelt seinen Namen verkünden.

Und der Grund, den sie dafür anführen? Er klingt beinahe wie eine Entschuldigung. Bis zum Überdruß hört man die Phrase: Ich unterscheide bei Heine den Dichter vom Menschen; was er für ein Mensch war, ist mir gleichgiltig, ich schätze nur den Dichter. Selbst wenn wir diese Trennung zugeben und bei Heine alles ausscheiden, was menschelt und vor allem das, was unter dem Menschen ist, auch seine Dichtungen würden, wenn wir den Blick nicht auf einzelne, sondern auf die Gesamtheit richten, ein Denkmal nun und nimmermehr verdienen. Aber welcher Vernünftige wird überhaupt den Dichter vom Menschen trennen wollen? Doch nur ein Mann, der vom Denken so wenig versteht, wie vom Dichten. Denn es giebt kaum etwas, das enger zusammengehört, als die Gedichte und das Leben eines Dichters. Wie die Blüte aus dem Stengel der Pflanze, so wachsen die Gedichte aus dem Leben und dem Wesen des Dichters, oder aus dem Dichter als Menschen heraus. Goethe wenigstens sagt über seine Gedichte:

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Schlagen wir von Heines Leben die Decke zurück, dann haben wir den Dichter, ja den ganzen Schriftsteller.

Zwei Sterne, sagt man, strahlen aus seinen Werken — die Lyrik seiner Liebe und die witzige Satire; wäre nur einer davon echt, er verdiente sein Denkmal.

Aber ist er ein echter Dichter der Liebe, ein Sänger der Minne? Was

haben wir von Heine dem Lyriker zu halten? Was an seinen Gedichten schönes ist, soll hier nicht verhüllt, sondern unumwunden anerkannt werden. Auch wer den Stab über ihn bricht, kann sich daran freuen. Es lebte in seiner besten Zeit eine Seele in ihm, die die Schönheit und Großartigkeit der Natur, die Beziehungen zwischen Natur und Menschenleben tief und manchmal auch rein fühlte. Die Lieder, die dafür zeugen: „Und wüßtest die Blumen die kleinen, wie tief verwundet mein Herz“ oder „Es stehen unbeweglich die Sterne in der Höh“ und einige andre brauchen wir nicht anzuführen. Sie sind bekannt genug und werden nur zu oft mit Unrecht für die Signatur des Heine'schen Geistes ausgegeben. Schön legt er in dem letzten der angeführten Lieder seine Gefühle in den gestirnten Himmel und giebt ihnen dadurch einen erhabnen Hintergrund, indem er die Liebe, die sein Inneres bewegt, den Untergrund und das Band der leuchtenden Welt über uns sein läßt und so den Gedanken einer seelenähnlichen Weltharmonie in sinnige Form kleidet. Die Natur lebt in manchen seiner Gedichte und fühlt mit ihm, und er mit ihr. Und so legt er dem Leser manche gemüthvolle Beziehung zwischen der umgebenden Schöpfung und dem eignen Leben nahe. Wir können auch nicht finden, daß die Behauptung, Heine mache seine schönsten Gefühle durch einen sie persiflirenden Witiz zunichte, in der Allgemeinheit richtig sei, mit der man sie gewöhnlich aufstellt. Wo er wirklich schöne Gefühle hat und zum Ausdruck bringen will, da läßt er sie oft auch ausklingen und stört durch nichts ihre Wirkung. Und dennoch ist Heine ein Zwitter an Gefühl.

Aus derselben Periode seiner Entwicklung, in der er diese schönen Töne gefunden hat, stammen auch Lieder, worin er zwar den Frieden in der Natur zu suchen scheint, in Wahrheit aber die Zerrissenheit und Krankheit seines eignen Wesens in die Natur hineinträgt und sie mit seiner vergifteten Phantasie besudelt oder mit seinem Sarkasmus ertötet.

Aber nicht die Natur, sondern die Liebe ist ja das Herz seiner Lyrik, und als Dichter der Liebe wird er gefeiert. In der That finden wir auch in seinen ersten Liedern ein Gefühl, das diesen Namen verdient. Es ist die Zeit, in der die unerwiderte Liebe zu der Tochter seines Oheims Salomon Heine den frühreifen Jüngling unglücklich machte. Sie hat ihm die Töne und Verse entlockt, denen er seine erste Berühmtheit verdankt. Aus vielen dieser kleinen Lieder spricht die Innigkeit eines glühend und heiß und doch auch zart fühlenden Herzens. Aber diese Zeit war nur kurz und einzig in seinem Leben. Und selbst in ihr findet sich nirgends der Ausdruck einer kernigen, gesunden, Kraft und Leben atmenden Liebe, wie sie uns überall in der Lyrik Goethes entgegentritt. Heine kennt nicht die Kraft einer echten Zuneigung, sondern nur die verzehrende Fieberglut eines vorwiegend sinnlichen Verlangens, das ihn auch immer mehr abwärts zog und seine sittliche Kraft allmählich zernagte. Jedes ernste Streben verflüchtigt sich bei ihm in

der haltlosen Verschwommenheit seiner Gefühle und in der Maßlosigkeit seiner Begierde. Wo er keine sinnliche Befriedigung findet, verliert für ihn das Leben seinen Wert. Darum ist er der Dichter der unglücklichen Liebe geworden. Man betrachte das Sammerbild seines „armen Peters“ in den „Sungen Leiden.“ Es ist eine Photographie seiner selbst, während er unglücklich liebte. Den Leser aber mutet sie an wie eine Karrikatur. Goethe schildert auch einmal einen unglücklich liebenden Schäfer, aber nur mit den Worten:

Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Der Mann stirbt doch nicht gleich, sondern man hat das beruhigende Gefühl, daß es ihm einmal auch wieder anders wird. Sa in leichtern Fällen verliert er nur Appetit und Schlaf. Aber Heines Liebesgestalten sind alle blaß wie Marmor und reif für das Grab. Nirgends vernehmen wir einen Ton echten, kräftigen Frohsinns.

Dagegen zieht sich durch seine Gedichte wie ein roter Faden eine lüsterne Gier. Diese Lüsterheit drängt sich oft auch in seine besten Erzeugnisse, die ihrer übrigen Beschaffenheit nach unsre Sympathie erwecken. Man lese das sonst so schöne und gemütvoll Gedicht „Bergidylle“ aus der „Harzreise.“ Je anziehender er den stillen Frieden in der Hütte des Bergmanns, die Naivität und Unschuld des Mädchens schildert, das dort in nächtlicher Stunde vertrauensfelig mit ihm plaudert, um so widerlicher ist es, zu sehen, wie er sie allmählich mit seinen schlaun Schmeichelnreden umgarnt, und am Ausgang des Gedichtes finden wir unser Gefühl in dem Schlusse seiner „Götterdämmerung“ wieder, wo Heine schildert, wie ein häßlich schwarzer Kobold einen schönen unschuldigen Engel besudelt.

Infolge der Sinnlichkeit, die sein Wesen beherrscht, schwankt er im Leben wie in seinen Gedichten zwischen maßloser Leidenschaft und trübsinniger Schwäche hin und her. Er kennt nur die verbotene Liebe, während die Liebe doch ein Gefühl ist, das nicht nur sein darf, sondern sein soll. In einem seiner frühesten Gedichte sagt bezeichnend zu ihm die schöne Maid, die er um ihre Liebe bittet: „D gieb mir deine Seligkeit.“ Bei welchem gesunden Fühlen findet sich diese Alternative?

Und doch stammen die Gedichte, die wir bisher ins Auge gefaßt haben, aus seiner idealen Periode. Seinem Leben entsprechend wurde aber bald aus dem Dichter der Liebe ein Dichter erst des rohen und dann des raffinierten Sinnengenußes.

Ach seine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch,

und zurück blieb nur seine Lüsterheit, die unersättlich nach immer neuer Befriedigung suchte. Seine Pariser Frauenbilder „Angelique,“ „Diane,“ „Horz-
Grenzboten III 1894

tense,“ „Clarisse“ treten mit cynischer Frechheit alle weibliche Würde in den Kot. Aus ihnen, wie aus den Erzeugnissen seiner spätern Muse überhaupt, spricht anstatt eines Dichters ein geübter Wüßling, dessen Gedichte, als ganzes genommen, nicht ein Buch der Liebe genannt zu werden verdienen, sondern ein Koran des Harems oder dessen, was im Abendlande dem Harem an Gemeinheit entspricht.

Aber es soll ja niemand schlimm davon denken, niemand wagen, das Leben, das sich in dieser Muse spiegelt, unsittlich zu nennen. Hören wir Heines eigne Rechtfertigung. In seiner Schrift über Ludwig Börne schreibt er: „Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es ließe keine Phryne über die Pariser Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Korrespondenzler solche Anekdoten nachgesprochen wurden; ich kann aber dem Verfasser jenes Buches die Versicherung geben, daß ich selbst in meiner tollsten Jugendzeit nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art ist, weil sie uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben selbst hinopfern läßt!“ Diese Handlungsweise hält also Heine, wie schon sein Pathos vermuten läßt, noch für sittlich. Aber selbst Mephistopheles antwortet ihm darauf:

Du sprichst ja wie Hans Biederlich,
Der begehrt jede liebe Blume für sich.

Aber meistens legt er das Pathos ab und ersetzt es durch niedrigen Cynismus. Noch auf dem Krankenlager, von dem er, wie er sehr wohl wußte, sich nicht wieder erheben sollte, hat er im Hinblick auf die Opfer seiner Wollust die Verse gedichtet:

Ich sah sie lachen, sah sie lächeln,
Ich sah sie ganz zu Grunde gehn;
Ich hört' ihr Weinen und ihr Köcheln
Und habe ruhig zugeh'n.

Leidtragend folgt' ich ihren Särgen,
Und bis zum Kirchhof ging ich mit,
Hernach, ich will es nicht verbergen,
Speißt' ich zu Mittag mit App'tit.

Ist das das Bekenntnis eines Dichters? Ich denke, es wird jeden sittlich fühlenden Menschen anmuten, wie das eines Verbrechers.

Wehe einer Gesellschaftsordnung, in der Mädchen niederer Stände ihren gewandten, vornehmen Verführern ungestraft überlassen werden. Pfui über eine Gesellschaft, die einen Verbrecher umjubelt, der sich seiner Unthaten noch auf dem Sterbebette rühmt, aus keinem andern Grunde, als weil er ein

Dichterling war, weil er den rohen Sinnengenuß, in dem die Gesellschaft schwelgt, mit einem lüfternen dichterischen Lichte übergießt.

Selbst die widernatürlichsten Regungen der Sinnlichkeit blieben Heine nicht fremd. Man lese, was er über die tote Maria sagt! Und schon Düring hat auf den Bund hingewiesen, den Wollust und Grausamkeit in ihm geschlossen hatte. Abgesehen von dem Gedicht, das die Vorrede zur dritten Auflage seines Buches der Lieder bildet, hat er selbst seine Liebe am besten mit den Worten charakterisirt:

Da fragst mich, Kind, was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.

Und über diesen Dichter schreibt die Frankfurter Zeitung: „In der Villa Achilleion zu Korfu, wo Heine bereits auf das phäakische Meer hinausblickt, und im Centralpark von Newyork, wo sein Denkmal vorbereitet wird, ist der liebenden Verehrung für den Dichter genüge geleistet. In Deutschland ist noch kein Platz für ihn vorhanden — vorläufig noch keiner. Was liegt daran? Warten wir ein wenig, warten wir dreißig, fünfzig Jahre; dann wird ein andres Geschlecht dasein. Heinrich Heine wird noch immer leben. Und dann wird wahrscheinlich eines Tages die Stadt Düsseldorf die Asche des Dichters aus der einsamen Gruft auf dem Montmartre ausgraben lassen, sie durch weißgekleidete Jungfrauen feierlich einholen und mit königlichen Ehren bei sich aufnehmen.“

Der Sinnengenuß, dessen Diener er war, hat übrigens Heine nicht gehalten, was er ihm versprach. Schon als Jüngling schrieb er:

Und Fragenbilder nur und sieche Schatten
Sieh ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.

An diesen und ähnlichen Worten mag die Großsprecherei der Jugend und seiner Eitelkeit viel Anteil haben, die eine Verachtung der übrigen Welt zur Schau trug, um auf diesem dunkeln Hintergrunde das eigne Ich in desto leuchtendern Farben zu zeigen. Um so wahrer ist das Wort, das aus dem Ende seiner Laufbahn stammt:

Dieser Liebe toller Fasching,
Dieser Taumel unsrer Herzen
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Am Tage vor seinem letzten langen Krankenlager schleppte er seinen müden Körper in den Louvre. Man fand ihn weinend unter der Statue der Venus von Milo sitzen. Er sagte, daß er ihre Hilfe gegen die Krankheit angefleht habe, die seinen Körper zu lähmen begonnen hatte. „Aber, habe sie ihm erwidert, ich kann dir nicht helfen; du siehst, ich habe ja keine Arme.“ Ihm

war nicht zu helfen, weil er aus der Venus Urania eine Venus vulgivaga gemacht hatte.

Einmal strahlte in sein „gar zu dunkles Leben ein süßes Bild.“ Als er einst durch die Straßen von Paris schlenderte, fiel ihm an einem Schuhmacherladen ein Mädchen auf, das ihn durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit bezauberte. Es war die neunzehnjährige Creszenzia Mirat, ein einfaches Landmädchen, das seine Natürlichkeit und seinen unschuldigen Frohsinn mitten in dem Treiben der Weltstadt bewahrt hatte. Heine fand sie begehrenswert und knüpfte, um ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen, zunächst ein freundschaftliches Verhältnis mit ihr an. Sie erwiderte seine Zuneigung, widerstand aber hartnäckig seiner Begehrlichkeit. Da kaufte er sie von ihrer Tante, die zugleich ihre Pflegemutter war, für 3000 Franken. An Stelle der Trauung auf dem Rathhaus und in der Kirche weihte er seine neue Verbindung durch ein opulentes Hochzeitsmahl ein. Am andern Morgen trat das junge Mädchen vor ihn hin und sagte: „Ich habe dir alles gegeben, was ein ehrbares Mädchen dem Manne geben kann, den sie liebt, und was ihr dieser nie zu ersetzen vermag. Wenn du glaubst, ich wüßte nicht, daß du mich erkaufst hast, so bist du im Irrtum. Ich aber, ich habe mich nicht verkauft. Darum wisse, daß ich dich nie wieder verlassen werde, ob du mich liebst oder nicht, ob du mich heiratest oder nicht, ob du mich mißhandelst oder nicht. Ich verlasse dich nie! Hörst du? nie! nie! nie!“*) Heine lachte: „Ich will dich ja gar nicht verlassen, ich will ja selbst dich nur lieben.“ Aber sie erwiderte entschieden: „Ob du mich liebst oder nicht, ich werde doch nicht aufhören, dein Weib zu sein und dich zu begleiten, wohin du gehst.“

Sie wurde in der That die vielgenannte Frau Mathilde Heine. Am 5. September 1841 legitimirte er staatlich und kirchlich seine Verbindung mit ihr. Sie mag das zum Teil ihrer Entschiedenheit zu verdanken gehabt haben. Denn drei Jahre später trug sich Heine mit der Absicht, sie zu entlassen, die aber nicht zur Ausführung kam. Andererseits wußte sie ihn aber doch auch durch ihre Reize zu fesseln, obwohl sie ihn sehr häufig durch ihre Wildheit und Launenhaftigkeit quälte, durch ihre „Capricen,“ wie er sich ausdrückt. Die Lieder, die er an sie gedichtet hat, sind zärtlich. Doch mag es dem gemeinsamen Leben nicht an Zwistigkeiten gefehlt haben. Weill berichtet in seinen Souvenirs, Heine habe seine Geliebte bei Ausbrüchen ihres wilden Wesens bisweilen „geschlagen und geknöchelt.“ Pröflß meint dazu: „Heine mag wohl im Scherze damit gedroht oder im Spiele es scheinbar gethan haben, denn sie war nicht nur seine Geliebte, sie war auch sein Kind, seine Puppe, mit der er spielte; nie aber hat er sich ernstlich an ihr vergrißen, und Mathilde war nicht die Natur, eine solche Beschimpfung zu ertragen.“

*) Vgl. Robert Pröflß: „Heinrich Heine.“ S. 226 ff.

Pröbß wird wohl Recht haben. Mathilde blieb bis zu seinem Ende Heines Weib, und was noch mehr ist, auch seine Geliebte. Ob seine einzige? Das ist nach einigen seiner Briefe und Gedichte sehr unwahrscheinlich. Während seines langen Krankenlagers hat sie ihn mit Treue und Hingebung gepflegt. Aber kurze Zeit vor seinem Tode mußte sie seine Zuneigung mit einer andern teilen, wenn nicht ganz an sie abtreten. Dies war Camilla Selden, Heines „Mouche.“ Nach den Berichten, die wir über sie haben, führte sie ein eigentümliches, abenteuerliches Leben. Heines letztes Gedicht ist ihr gewidmet. Er schildert sie als Passionsblume mit wildem Liebreiz, die sich über ihn, den leidenden Dichter beuge. Heine hat ohnmächtig für sie geglüht. In einem Briefe aus seinen letzten Tagen schreibt er an sie: „Ich bin ein Toter, den es dürstet nach den glühendsten Genüssen, die das Leben gewährt. Es ist entsetzlich!“

Das ist Heine der Lyriker und der Dichter der Liebe!

Aus seinem Leben und Dichten erwuchs ihm aber eine philosophische Weltanschauung, die er in seinen prosaischen Schriften deutlich genug zum Ausdruck gebracht hat. Was er über die Quelle und den Zweck der Welt, über die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft, über Staat und Christentum geschrieben hat, erschien ihm selbst noch bedeutungsvoller, als seine Dichtungen, obwohl er auch von diesen eine sehr hohe Meinung hatte. Lieber noch als den Lorbeer wünschte er einmal das Schwert auf seinem Sarge zu haben, nicht als Symbol der logischen Schärfe seiner Gedanken, sondern um die ihnen innewohnende treibende Kraft zu bezeichnen. Denn er hält sich für keinen gemeinen Denker, wie es die übrigen sind; sondern für einen Denker der That, für einen Mann, aus dessen Gedanken die Thaten mit Notwendigkeit sprießen müssen.

Heine hatte in seiner Jugend zu Hegels Füßen gefessen. Sein Denken hatte nicht die Großartigkeit dieses Philosophen, wohl aber eine angemessene Selbstherrlichkeit und etwas Summarisches angenommen. In zwei schroffen Gegenätzen hat sich bisher, seiner Meinung nach, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit bewegt. Aus ihrer Kindheit leuchtet uns, als goldnes Zeitalter der Welt, das schöne Hellenentum entgegen. Seinen hohen Wert findet aber Heine nicht darin, daß es einen Sokrates, Plato und Aristoteles hervorbrachte und durch sie für das philosophische Denken aller folgenden Geschlechter die Bahn gebrochen hat, nicht in der schönen, stillen Größe seiner Tragiker, nicht in der begeisterten, mutvollen Hingebung für das Vaterland, mit dem die einzelne Persönlichkeit sich aufs engste verbunden fühlte, mit dem sie stand und fiel, also nicht in dem, was wir einen antiken Charakter nennen — nein, darin nicht; sondern in dem ungehemmten Genusse aller Freuden, die das Leben bietet. Fröhlich schmauseten und liebten die Götter auf dem Olymp, und wie sie in der Höhe, so ihre Verehrer, die Menschen, in der Niederung.

Die freie Entfaltung der Materie, der von keinem Bedenken und keinem Zwang des Gewissens gehemmte Sinnengenuss — das ist, nach seiner Meinung, die Signatur des Hellenentums. Er bezeichnet sie mit dem Namen Sensualismus und findet ihre treffendste Charakteristik in den bekannten Versen Homers:

Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung
 Rechtshin lieblichen Nektar, dem Mischkrug emsig entschöpfend.
 Doch unermessliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
 Als sie sahn, wie Hephästos im Saal so gewandt umherging.
 Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
 Schmauften sie; und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
 Noch des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollons,
 Noch des Gesangs der Mufen mit holdantwortender Stimme.

„Da plötzlich — fährt er fort — keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erbleichten und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.“ Damit hat die selige Zeit ein Ende; denn von nun an herrscht das Christentum in der Welt. In ihm sah Heine nicht eine Religion, in der die Persönlichkeit des Menschen durch sittliche Selbstzucht zu ihrer ewigen Vollendung heranreift und dadurch ihr wahres Glück erlangt — nein, er fühlte sehr bezeichnend nur seine negative Seite, den Schmerz der Entfagung. Der Materie und dem Leib, meint er, seien ihre Rechte genommen worden; denn das Christentum verbiete ihnen, sich nach den in ihnen liegenden Trieben zu entfalten, und zwingt sie, nach einem göttlichen, ewig giltigen Sittengesetz sich selbst zu zügeln. Und das hielt er für sehr nachteilig. Nicht durch Verirrungen, wie das Mönchtum und seine asketische Moral, sondern durch das Christentum selbst sei die Menschheit verkümmert. Denn einseitig bevorzuge es auf Kosten des Körpers den Geist, dem es mit Unrecht einen ewigen Wert und ein ewiges Leben beigelegt habe. Deshalb findet er das Charakteristische der christlichen Weltanschauung in dem Wort „Spiritualismus“ ausgeprägt. Unmittelbar nach den materialistischen Drgien der römischen Kaiserzeit gesteht er ihm eine gewisse Berechtigung zu; denn „nach dem Gastmahl des Trimalchio bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Christentum“; aber nunmehr ist die Menschheit der drückenden Herrschaft des Spiritualismus, der sie zu ertöten droht, überdrüssig, und die Zeit des „dritten Testaments“ bricht an. Geistesgrößen wie Lessing und Kant haben sie heraufzuführen begonnen — eine Ehre, für die diese Männer wahrscheinlich sehr deutlich danken würden —, und für ihren gänzlichen, endlichen Durchbruch kämpft als besonders bedeutender Heroß er selbst, Heinrich Heine. Das ist seine weltgeschichtliche Aufgabe. Vorbei ist die Zeit des Christentums, das „zu den überspanntesten Studentenideen der jugend-

lichen Menschheit gehörte, die mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen.“ An die Beschränkungen des Sittengesetzes, an die Fesseln, die es seinem Leib und dessen Trieben anlegt, ist der Mensch nicht mehr gebunden. Es steht kein göttlicher Wille außer und über ihm, sondern wie jede Erscheinung in der Natur, so ist vor allem der Mensch ein Teil Gottes, ja sein eigener Gott, der die Richtschnur seines Handelns und Lebens in sich trägt. Den Weg, den er im Leben einzuschlagen hat, bezeichnen ihm die eignen Anlagen und Begierden. Darum Rückkehr zu dem vermeintlichen griechischen Sinnengenuss und Frohsinn — das ist der Inhalt des Evangeliums vom dritten Testament, als dessen erleuchteter Apostel zu wirken Heinrich Heine sich berufen fühlt.

Zu diesem Zweck müssen alle Schranken fallen, vor allem die eingebildeten des christlichen Sittengesetzes, das den Sinnengenuss als sündig verwirft. Ein Paradies, worin auch nur ein einziger Baum der Erkenntnis von gut und böse verboten ist, ist eben noch nicht das Paradies der Glückseligkeit, zu dem Heine die Menschen führen will. Fallen müssen aber auch die Schranken der nationalen Sitte, die Strenge der staatlichen Gesetze, die Vorrechte einzelner Geschlechter und Klassen, die, Zwingburgen vergleichbar, den Lebensgenuss der einzelnen hemmen. „Freiheit und Gleichheit aller Menschen“ muß das Losungswort der Kämpfer sein, die die neue Zeit heraufführen. „Wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. Seid deshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf eure censorischen Vorwürfe entgegnen wir euch, was schon ein Narr des Shakespeare sagte: meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?“ Die Fürsten werden von ihren Thronen gestoßen, denn sie sind ohne Ausnahme Despoten, die die Menschen geknebelt und ihre freie Entwicklung unterbunden haben, die Kirchen werden geschlossen und am geeignetsten in Pferdeställe verwandelt, die Priester verjagt, der Adel, den Heine mit seinem besondern Hass beehrt, seiner Vorrechte beraubt, und die Vertreter der Regierung als hornirte Bürokraten ihrer Stellen entsetzt.

Nun wäre sie zerstört die alte Welt; sie liegt in Trümmern, und es ist Platz für die große Demokratie Heines. Aus wem soll sie bestehen? Etwa aus allen, aus dem Volke? O nein; lesen wir, was Heine über das Volk sagt. „Wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die einen das Volk, die andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränität längst proklamirt worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein

unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritt dieses läppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern (?), die Selbstaufopferung gehört zu unsern raffinirtesten Genüssen (?), aber die reinliche sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst, er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte." In den folgenden Zeilen nennt er das Volk einen „armen König in Lumpen.“ O, dieser liebende Volksmann Heine! Wie blutet er für das Volk und opfert sich auf, wie erträgt er „maßloses Elend für seine Emanzipation“! Wie ist es wohl zu erklären, daß gerade die Sozialdemokraten die Errichtung seines Denkmals immer wieder von neuem in Anregung bringen?

Aber wer sind denn die Glücklichen, die an der seligen Demokratie Heines teilnehmen dürfen? Eine Antwort giebt er darauf nicht; aber als Folgerung seiner Lehren bleibt nur eins übrig: es sind die, denen in dem sogenannten Rechtsstaat der modernen Zeit die Verhältnisse mit Notwendigkeit die Macht übertragen, die *beati possidentes*, die Männer des Geldes. Heine spricht sie, als Prophet des „dritten Testaments,“ frei von der Verantwortlichkeit für die sittliche Verwendung ihres Reichthums, die ihnen das Christentum auferlegt. Nicht auf ihre Nächsten, sondern nur auf den eignen Genuß gebietet er ihnen Rücksicht zu nehmen. Er muntert sie auf: nur zugenossen, was auch Sitte und Christentum, was auch die Kirche mit ihren Pfaffen einwenden mag. So sieht in Wirklichkeit diese fürstliche Demokratie der Welt aus; die Männer des Geldes sind nun die Olympier, und Heinrich Heine der Hoppoet, der mit ihnen zechen darf. Die übrige Masse mag dann diesen schweren Olymp mit all seinen göttlichen Zechern auf ihren Schultern tragen. Sie hat gar keinen Grund, unter ihrer Last zu seufzen, denn vom hohen Olymp herab wird nun dem Volke verkündigt: Es giebt kein Gesetz, keine Sitte, keine Sittlichkeit mehr, die euern Genuß hinderte, ihr könnt ihm nach Herzenslust fröhnen. Also nur fröhlich zugegriffen und genossen, was da ist! Natürlich, was in unsern Taschen ist, sagen die Heinishen Olympier, das ist unantastbar, denn das gehört uns. Aber in diesen Taschen ist beinahe alles, und durch die gesteigerte Sucht nach egoistischem Sinnengenuß wird das Elend des armen Lastträgers noch größer als zuvor. Heine hatte eben vergessen, ihm zu dem unbegrenzten Urlaub und der Erlaubnis zu jeder beliebigen schlechten Aufführung auch eine Wunschelrute in die Hand zu geben, um die nötigen Braten, Torten und Fässer Wein aus der Erde zu zaubern. Statt ihrer giebt er ihm, halb im Scherz und halb im Ernst, den guten Rat:

„Nur zugenossen, was auch Sitte und Christentum, was auch die Kirche mit ihren Pfaffen einwenden mag.“

Wenn du aber gar nichts hast,
 Ach, so lasse dich begraben;
 Denn ein Recht zum Leben, Lump,
 Haben nur, die etwas haben.

Heine hat die Folgerungen seiner Anschauung gezogen. Er war eine beliebte Dekoration in den Salons der hohen Finanzwelt von Paris, und den lachenden Nymphetanz und den Saus und Braus eines ewigen Festtags mag er dort reichlich genossen haben. Auch heute noch hat er seine eifrigsten Verehrer in den Reihen der Geldmänner, vor allem der internationalen, und in gewissen Kreisen der Aristokratie. Nichts ist irriger, als ihn für einen Schriftsteller zu halten, der aufrichtig die Rechte des Volkes vertreten habe. Die Willkür des Sinnengenusses, die er fordert, kann er nur auf Kosten des Volks für die vom Glück bevorzugten fordern, für die bevorzugten Klassen und für sich; denn geistreich und prickelnd und meist den Sinnenreiz kitzelnd kimpert er auf der erniedrigten Feier zu ihrem Dolce far niente.

Wahrlich, es gehörten die Cirkuskünste des Heiniſchen Stils dazu, den Schriften, in denen er diese seichten Anschauungen niedergelegt hat, den Beifall zu erringen, den sie sich errungen haben. Die ganze Philosophie Heines ist nur der Versuch der Rechtfertigung seines eignen genußfüchtigen Lebens, zu der es ihn instinktmäßig drängte. Sie gipfelt in dem nacktesten Egoismus, und es drückt sich nur das Bestreben darin aus, sich selbst und seinen Freunden und Genossen das unumschränkte Recht des sinnlichen Genusses zu sichern.

Man braucht kein großer Philosoph zu sein, sondern nur gesunden Menschenverstand und ein klein wenig Lebenserfahrung zu haben, um die Folgen solcher Gesinnungen vorauszusehen. Der größte Teil der menschlichen Gesellschaft wird mitleidslos in den Not getreten:

Ich sah sie ganz zu Grunde gehn,
 Ich hört' ihr Weinen und ihr Nöcheln
 Und habe ruhig zugeh'n.

Sie gehören nun einmal nicht zu der auserwählten Demokratie, sondern sind zu Lastträgern, zu Sklaven und Werkzeugen des Genusses der Glücklichen verdammt, bis sie wieder zur Erde werden, davon sie genommen sind.

Aber wohin gelangen denn die demokratischen Olympier der Welt? Zum Genusse? Ja, aber nicht zur Freude, nicht zum Frohsinn, nicht zum Glück. Heine selbst, ihr geistiges Haupt, ihr Philosoph, ihr Dichter, ihr prophetischer Bahnbrecher, ist der schlagendste Beweis. Wir wollen nicht auf sein Siechtum hinweisen, auf den Heine, der, nachdem er „gerochen alle Gerüche in dieser holden Erdenküche,“ bekennen muß:

Jetzt lieg ich auf feuchtem Rasen,
 Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
 Und meine Seele ist tief beschämt.

Ach, jede Lust, ach, jeden Genuß
 Hab ich erkauf't durch herben Verdruß;
 Ich ward getränkt mit Bitternissen
 Und grausam von den Wanzen gebissen.

Nein, nehmen wir ihn auf dem Gipfel seines Wohllebens und seines Glücks. Spiegelt sich etwa, was er genießt, in seinem Innern als Freude wieder? Nichts ist vernichtender für seine Weltanschauung, als daß er, der Prophet des Sinnengenusses, in eben den Tagen, wo er ihn verkündet und in ihm schwelgt, der klassische Vertreter des Welt Schmerzes ist. Es ist nun einmal ein ewiges Gesetz in der Menschenwelt, daß der Sinnengenuss, wo er das Ziel des Lebens und nicht die in sittlichen Schranken genossene Zukost ernster Arbeit ist, aufhört, Genuß zu sein. Zahlreich sind die Äußerungen, in denen Heine seinem Welt Schmerz Ausdruck giebt, noch öfter beherrscht der Welt Schmerz, einem drückenden Alp vergleichbar, den Inhalt seiner Erzeugnisse. Als er im blühendsten Alter seines Lebens auf den Höhen des Apennins, „umschwebt von den bräutlichen Tänzen der Nymphen,“ seine „toskanischen Nächte“ durchschwärmte, schrieb er: „Das Leben ist eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazarett, und der Tod unser Arzt.“ Er klagt, daß, wie durch die ganze moderne Zeit, so auch durch ihn ein klaffender Riß gehe. Erfolglos trotz der Mensch wie Prometheus seinem Unglück, und „Krankheit ist wohl der Grund des ganzen Schöpfungsdrangs gewesen.“ Die Last des Erdendaseins fühlend, findet er nur einen Ausweg:

Es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter
 Und trügest geduldig die Last des Glends,
 Und trügest geduldig so lange, so lange,
 Bis Atlas selbst die Geduld verliert
 Und die schwere Welt von den Schultern abwirft
 In die ewige Nacht.

Und das alles zu einer Zeit, wo sein Pessimismus noch nicht wie später der Lückenbüßer unerfüllter Leidenschaften und einer verbrauchten Genußfähigkeit war!

Aus der geschilderten Weltanschauung fließt als ihre gehorsame Dienerin Heines Satire. Damit ist schon ihr Urteil gesprochen: gewogen und zu leicht erfunden. Mit Recht haben Zeitgenossen und Nachwelt um die Stirn der bedeutendsten Satiriker den Lorbeer des Dichters gewunden. Sie rissen nieder, das ist wahr; aber darin bestand ihre eigentümliche Sendung. Während sie niederrissen, schwebte ihnen ein neuer, schöner Bau als Ideal vor der Seele. Seiner Verwirklichung dienten die tödlichen Pfeile ihres Wizes. Sie bekämpften verderbliche, vielleicht auch mächtige Vorurteile der eignen Zeit, falsche Bahnen, in die sie einzulenken im Begriff stand, wie die absterbenden Überreste einer ehrwürdigen Vergangenheit. Aber gerade die bedeutendsten Satiriker sind nicht

bloß negativ, sie haben ein sittliches, religiöses und philosophisches Glaubensbekenntnis; sie haben sittliche Ziele, nach denen sie streben. Was in ihrer Zeit berechtigt war, verschonten sie mit ihrem zerstörenden Spott, aus den Ruinen, die an ihrem Wege standen, konnte neues Leben blühen. Gern ehren wir daher neben einem Sophokles auch seinen lachenden Genossen Aristophanes. Heine nennt sich zwar mit der ihm eignen Bescheidenheit des Aristophanes Sohn. Könnte der alte Grieche diese Anmaßung lesen, er würde wahrscheinlich mit göttlicher Grobheit darauf antworten.

Damit wollen wir keineswegs die glänzenden Eigenschaften der Heine'schen Satire leugnen, ebenso wenig in Abrede stellen, daß sie auch wirkliche Schäden getroffen und Verlogenheiten entlarvt hat.

Man betrachte die beiden trefflichen Karrikaturen in den „Bädern von Lucca“: den Marchese Gumpelino und seinen Diener Hyacinthos, der ehemals Hirsch hieß. Gumpelino ist ein typischer Vertreter der Juden, die wohl getaufte, aber nicht überzeugte Christen geworden sind. Peinlich ist er bemüht, die Außerlichkeiten der neuen Welt nachzuahmen, in die er eingetreten ist, das Kleid anzulegen, das man in ihr trägt. Er hält sich in England die besten Wettrenner, in Paris die schönste Sängerin und in Rom einen eignen Kaplan; ja er kniet, wie man durch die halb geöffnete Thür sehen kann, in seinem Schlafkabinett vor der Madonna und einem großen Kreuzifix, und sein Diener Hyacinthos verkündet dann dem Eintretenden: Herr Gumpel verrichtet jetzt sein Gebet. Ja Herr Gumpel wird sogar ästhetisch, liest Dichter und schwelgt scheinbar in romantischen Gefühlen. Aber es haftet ihm die Unfähigkeit an, zu dem Kern dieses neuen Lebenskreises hindurchzudringen, sich ihren geistigen Inhalt anzueignen. Und weil der Geist fehlt, der die Form aus sich gebären muß, verfällt das äußere Betragen, auf das er soviel Mühe verwendet, nur der Lächerlichkeit.

Heine selbst hat in seinen Schriften einen Ton anzuschlagen verstanden, der in der modernen Zeit reichen Wiederhall fand. Aber in den Idealen der christlichen Weltanschauung, in ihren sittlichen Grundsätzen, ja — wenn er sie auch zu kopiren verstand — in den edelsten Gefühlen des deutschen Volksgemüths blieb er ein Fremdling, und wenn er sich begeistert für sein deutsches Vaterland, wenn er philosophirt und manchmal sogar Moral predigt, dann erkennt man in ihm an der Familienähnlichkeit den Vater des — Marchese Gumpelino.

Aber nicht nur hier, wo er aus dem eigensten schöpfen konnte, trifft seine Satire. Sehr gut persiflirt er, was man konventionelle Lüge nennt, den gesellschaftlichen Umgangston, der nicht um des Gedankens willen spricht, sondern nur, damit es Worte giebt, der überall da lügt, wo einmal das eigne Denken und Fühlen über die gesellschaftliche Schablone hinausgeht, und dessen Vertreter innerlich immer mehr veröden, bis sie allmählich mit dieser Schablone

eins werden. Die Streber seiner und unsrer Zeit, die Religion haben, weil sie an hoher Stelle gepflegt wird, und andererseits die unter den begüterten und hochgestellten Persönlichkeiten, die Religion vorgeben, weil sie dem Volke erhalten werden müsse, mögen unter den Bildern der Nordsee das Gedicht „Frieden“ lesen, worin Heine treffend die Heuchelei in diesen höchsten Gefühlen verspottet.

Aber er thut das nicht, um diese Gefühle von Schlacken zu reinigen und in ihrer Reinheit und Wahrheit wieder herzustellen, sondern um sie zu vernichten, weil er sie selbst nicht kennt. Er verspottet nicht die Heuchelei in der Religion, sondern die Äußerungen der Religion ohne Unterschied als Heuchelei; denn das Christentum, wie überhaupt jede Religion, hat sich nach seiner Meinung überlebt. Er knüpft an die Auswüchse des Feudalismus an, aber nicht um sie zu beseitigen, sondern um jede Autorität, außer der seinigen, zu zerstören. Er stellt die Übertreibungen der Deutschümler an den Pranger, aber nicht, um sie auf ein berechtigtes Maß zurückzuführen, sondern um jedem für sein Vaterland begeisterten Jünglingshaupt die Schellentappe aufzusetzen. Kein edles und hohes, in der Tiefe des deutschen Volkslebens wurzelndes Gefühl, das Heine nicht mit der Sauche seines hämischen Witzes übergossen hätte.

Ist diese Satire, die an den bestehenden Verhältnissen eine zeretzende Kritik übt, ohne zu bessern, und die heute noch von Heines Nachfolgern je nach Vermögen fortgesetzt wird, eine so große geistige That? Sie ist nur unter zwei Voraussetzungen möglich: daß man der Gesellschaft, die man mit dieser Satire trifft, teilnahmslos gegenübersteht, und daß man die Anmaßung hat, über sie abzusprechen. Mancher Deutsche, der mit dem Herzen an dem Geschehe seines Vaterlandes teilnimmt, sieht auch, daß manches faul bei uns ist; mancher aufrichtige Christ nimmt die Gebrechen seiner Kirche wahr. Aber das Gefühl der Zugehörigkeit hält ihn ab, seinen Staat, seine Kirche bloßzustellen; es führt ihn im Gegenteil zu der schwierigeren und tiefern Gedankenarbeit, Vorschläge zur Besserung zu suchen. Ist er dem nicht gewachsen, dann schweigt er, aber bringt seine widersprechende Anschauung nicht dadurch zum Ausdruck, daß er eine äzende Sauche über die Gesellschaft ausgießt, an der er einen Schaden entdeckt hat.

Heine war durch keine derartigen innern Rücksichten gebunden. Die patriotischen Gefühle sind ihm, trotz aller gegenteiligen Versicherungen, in Wahrheit fremd, und ebenso steht er außerhalb der Weltanschauung und Sittlichkeit des Christentums. Es liegt ihm gar nichts daran, daß es besser werde. Nur eine Triebfeder liegt seiner Satire zu Grunde: Egoismus. Er verspottet Nationalität und Christentum, das Bestehende überhaupt, um zerstörend Raum zu schaffen für seine Demokratie internationaler Schwelger, vor allem aber, um selbst in den Augen des Publikums als witziger Kopf zu glänzen. Er wirft sich zum Satiriker auf aus keinem andern Grunde, als — um zu witzeln.

Wenn Aristophanes die Gestalten seines Witzes als dramatischer Dichter auf der Bühne auftreten läßt, so ist Heine, der sich sein Sohn zu sein dünkt, ein Cirkusdirektor geworden, der die Clownkünste seiner witzigen Einfälle einem urteilslosen Publikum vorführt. Er selbst hat am getreuesten den Rat befolgt, den er einem andern Dichter giebt:

Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sei deiner Dichtung Hebel,
Und bald wird dich die Galerie vergöttern.

Das ist Heine der Satiriker.

(Schluß folgt)



Der verrückte Flinsheim

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)



Am andern Morgen ging die Diligence sehr früh von Hamburg nach Kiel, und ich sah Bruno Flinsheim nicht wieder, was mir nicht sehr leid that. Mir schien, als hätte ich für mehrere Jahre hinaus genug mit ihm gesprochen. Vielleicht kam dieses Gefühl daher, daß mir der Gedanke an Rudolf anfang, ein wenig lästig zu werden. Es ist wahr, ich hatte Jahre lang nur flüchtig an ihn gedacht und seine Eigenheiten vergessen. Nun fiel mir plötzlich ein, daß wir doch befreundet gewesen waren, und daß mir seine Absonderlichkeiten nicht ganz gleichgiltig sein sollten. Aber es gelang mir doch, mir die gestrige Unterhaltung über Rudolf aus dem Sinne zu schlagen, und als ich zu Hause bei meiner Mutter ankam, hatte mir die so viel Bettern- und Basengeschichten zu erzählen, daß sie gar nicht daran dachte, von Rudolf zu reden, den sie überhaupt nur wenig kannte.

Ich ging dann nach Kopenhagen, und da mir der alte König gewogen war, wurde ich bald Amtmann. Zuerst in Sütland, dann in Schleswig, und zwar in einem Bezirk, von dem die Leute sagten, daß er nicht sehr angenehm sei. Er lag in der Mitte des Herzogtums und erstreckte sich bis zur Westsee. An der Küste wohnten Bauern friesischer Abkunft, trozige Gesellen, die nur widerwillig dem König Steuern zahlten und seinem Vertreter, dem Amtmann, gelegentlich den Gehorsam verweigerten. Mein Vorgänger, ein ehemaliger Offizier, hatte sehr viel Streit mit ihnen gehabt; auf einige Dörfer war er endlich so böse gewesen, daß er gethan hatte, als wären sie